

(Nachdruck verboten.)

18)

## Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Frau Vaarvig war schon fast zur Thür hinaus, als sie sie wieder öffnete.

„Da fällt mir ein.“ Klang es tadelnd. „Sie sind wirklich ein wenig zu gleichgültig in Bezug auf Ihr Aussehen, Herr Schulteiß. Ich weiß sehr wohl, Sie legen kein Gewicht auf dergleichen und sind darüber erhaben. Aber gleichviel, Sie müssen wirklich ein bißchen eitel sein, Sie auch. Ich habe unten in der Kommode einen hübschen roten Schlips liegen, den Vaarvig nicht haben will, den müssen Sie tragen, Herr Schulteiß, der wird Ihnen gut stehen, ganz brillant. Ich will ihn Ihnen herausschicken.“

Die Thür fiel wieder ins Schloß. Schulteiß machte einige unbestimmte Wendungen, blieb dann aber mit in die Höhe gezogenen Lippen stehen. Er stellte sich vor den kleinen, lackierten Spiegel, zog den Kragen am Halse in die Höhe, richtete sich und machte das Kinn stramm, knöpfte den Rock vorn ganz zu und öffnete ihn wieder.

„Ja, frische Farben muß man tragen, Frau Vaarvigs Auge hat das gleich aufgefaßt, rot — blutrot, radikal, gleichzeitig mit der Person und den Anschauungen im Einklang.“

„Es gilt auch durch das Neuzere die Aufmerksamkeit und die Phantasie zu fesseln.“

Nun folgte unter steten Veränderungen und Verbesserungen an Hals und Brust eine Reihe Mienenspiele, pathetisch drohend, intelligent fein, hinterlistig sanft und spöttisch, vornehm herabblidend, napoleonisch kurz, und hin und wieder begleitet von Gesten und halblauten Ausrufen: „Geistige Indianer, hypnotisierende Damenprädikanten — hm — hm, man traf, man entblöhte die oberflächliche Unwissenheit — bohrt den Stahl — sterbend — gerade in die Achillesjerse.“

6.

„Schläft er noch, Bente?“

„Nein, Endre ist auf.“ erwiderte sie ein wenig zögernd.

„Angenehme Ueberraschung, Du, seinen ältesten Sohn nach einer so erfolgreichen Reise wieder ins Haus zu bekommen. Nein, nein, nein, weiß Gott, ich will Dir keinen Vorwurf machen, Bente! Die armeneligen zweitausend, an die Du denkst, sind ja nur das wenigste, Du. Ja, Du kannst Dich auf ein Plus gefaßt machen, wenn erst alle die unbezahlten Rechnungen kommen. Aber, siehst Du, gerade einer solchen Mutter kam ein solcher Sohn die Seele aus dem Leibe quälen, kann sie mißbrauchen und bis auf die letzte Faser ausnützen.“

„Ich kann Dir sagen, Vaarvig, ich habe über Nacht lange mit ihm geredet. Er war so unglücklich, besonders um unser-willen, er sagte, er hätte uns ausgesogen und enttäuscht.“

„Ja, diese Art ist stets so bereit, ihre Sünden einzugestehen. Es geniert sie niemals, ihre Jämmerlichkeit an den Tag zu legen.“

„Sei nicht hart, Vaarvig, er will arbeiten, will hier in der Gegend unterrichten, bis er etwas bekommen kann. Er verheißt es sich selber nicht, er betrachtet sich wie jemand, der Konkurs gemacht hat und nur die Ueberreste retten will. Mit seinem Gesang als Beihilfe, meint er, daß er es ohne große Schwierigkeit als Schauspieler zu etwas bringen kann. Es ist stets, sagte er, mehr sein dramatisches Talent als sein Gesangswesen, wovon man Aufsehen gemacht hat.“

„Also — jetzt ist er Schauspieler! Hahaha!“ stöhnte der Doktor schwer, während er durch das Zimmer schlenderte.

„Laß uns nicht vergessen, Vaarvig, daß er nicht trinkt, sehr nüchtern und enthaltam ist.“ wandte Frau Vaarvig ein.

„Ich weiß, was ich weiß, liebe Bente, ein chronischer Zustand von Nervenerschlaffung mit einem exaktierten Funktionen der Einbildungskraft. Zu meiner Zeit tranken diese Art Leute, Heutzutage sind sie ihren wechselnden fixen Ideen verfallen. Nichts als die ehemaligen umher-wankenden, verflochtenen Genies in veränderter Gestalt! Sie sind alle miteinander nur nicht zu dem einen im stande, was not thut, zu arbeiten, etwas zu thun. Sie kehren in regel-mäßigen Zwischenräumen in das Vaterhaus zurück — so

sicher wie der Kalender — ohne Kleider und ohne Gesundheit, um jedesmal neu ausgestattet und ermuntert und auf die Strümpfe gebracht zu werden. Weiß das, kenne das alles, Bente. Die Zeiten sind längst vorüber, wo man sich als verunglücktes Genie interessant machen konnte. Jetzt ist es zu einer stehenden Krankheit geworden. Ueberall, in jeder Familie, hat man jetzt einen solchen Menschen.“

„Ich glaube, Du willst mir das Leben nehmen, Vaarvig, willst mir einen Schrecken einjagen. So weit ist es denn mit Gottes Hilfe mit Endre doch noch nicht gekommen. Wenn er wieder in regelmäßigen Tritt kommt und Arbeit hat, dann.“

Der Doktor sah sie mit einem eigenartig hastigen Ausdruck an:

„Zawohl! Sobald der Bursche merkt, daß es an die Arbeit gehen soll, dann, prost Mahlzeit! Aber versuche Du es, es ist unter allen Umständen das einzige, was uns übrig bleibt, ihn zusammenskliden und einkleiden, ihn den Weg ebnen. Miß mich aber nicht da hinein. Und, noch eins, Bente, laß ihn erst da drinnen sein Frühstück verzehren, ehe er zu mir kommt.“

Bente sah ihn unsicher an.

„Ich verbitte mir aber jegliche Aufrichtigkeit, jeglichen Erguß über seine Jämmerlichkeit, verstehst Du. Nämmt man ihm erst einmal das Privilegium ein, sich als bejammernswert darzustellen, umher zu treiben wie ein hilflos leckes Boot, so — ja dann,“ er machte eine Bewegung mit der Hand, „dann ist es aus mit ihm.“

„Nun, kommt denn das Genie nicht herunter? Ich freue mich, ihn zu sehen,“ hörte der Doktor Kjels Stimme nebenan ansprechen, als Bente gegangen war.

Und dann ertönte ein Gerede und Begrüßen, und Kjell war sehr heiter und brüderlich lärmend.

Der Doktor blätterte in seinem Tagebuch, tauchte die Feder ein und legte sie wieder hin.

Es klopfte, und die Thür öffnete sich leise.

„Störe ich Dich nicht, Vater . . . Ja, hier bin ich . . .“

„Sei mir willkommen.“

„Ja — mit Lorbeeren kehre ich gerade nicht heim, diesmal,“ sagte er und setzte sich still auf einen Stuhl, „aber Du mußt Rücksicht mit mir haben.“

„Lorbeeren? Lorbeeren . . . Gott bewahre, ich habe etwas so Großes, niemals von Dir verlangt, mein Junge, Lorbeeren, der Artikel ist nur für einen oder zwei hier zu Lande erreichbar.“

Endres elegante, lange Gestalt machte eine Bewegung mit dem Oberkörper, er strich sein schönes, dunkles Haar zurück:

„Nein, nein, man soll überhaupt nicht mit dem prahlen, was man gar nicht einmal sein eigen nennt.“

„Des Kirchthurmsstils könntest Du Dich jetzt begeben, Endre, soll ich meinen. Ist das klug und praktisch, mein Junge, so wie die Dinge doch einmal liegen?“

„Freilich, Vater, glaubst Du etwa, daß ich das nicht sehe?“ rief Endre leidenschaftlich aus. „Wenn Du wüßtest, wie manche Nacht ich wach gelegen und gegrübelt und meine Kräfte und Chancen gemessen und geweint habe und verzweifelt gewesen bin, weil . . .“

„Ja, ich war auch verzweifelt, Du, als mein Geld zwei Jahre, ehe ich mein Examen machen konnte, auf die Reige ging. Aber dann machte ich mir klar, daß mir niemand das bezahlte, und daß ich selber ein ganzer Kerl sein und Geld verdienen müsse. Dann nahm ich erst eine Stellung auf einem Comptoir an, wo ich zehn Stunden täglich arbeiten mußte, und dann wurde ich Hauslehrer. Das letzte, was mir einfallen konnte, war, den Veklagenswerten zu spielen.“

„Meinst Du,“ brauste Endre auf, „daß ich hingehen und betteln will, so irrst Du sehr, Vater. Eher stirbe ich — eher,“ er ballte die Faust, „würde ich Steine klopfen.“

„Möcht' es wohl sehen, Endre, daß Du so viel Energie hättest, Dir Deine ökonomische Unabhängigkeit zu erkämpfen. Das Reden und Schwatzen nützt nichts. Nun, was denkst Du denn zu thun? Ich bin nicht mehr im stande, Dich noch länger zu unterstützen. Ich hab' jetzt zu viel auf dem Hals, und Deine andren Geschwister wollen auch vorwärts.“

„Habe nie so etwas von Dir verlangt, Vater.“

„Wie, Du hast nie so etwas von mir verlangt? Das sagst Du, gleich nachdem Du zweitausend und einige hundert Kronen um die Ecke gebracht hast? Bist Du von Sinnen, oder ist alles, was aus Deinem Munde kommt, nur Wind und leere Redensart? Du hast nie etwas verlangt?“

„Ich meine, jetzt nicht.“

„Weiß Gott, verlangst Du jetzt etwas! Deine Mutter soll Dich wieder zusammenflicken, und ich soll Dich einkleiden. Kannst Du das nicht einsehen?“

Endre zwängte das Monocle in das eine Auge, als beschäue er die Situation höchst verwundert, er schlug die Beine übereinander.

„Um — das hört sich ja wie eine Schneiderrechnung an. Fehlt nur die Nota für Nadel und Faden . . .“

„Ach ja, das muß auch gekauft werden. Von nichts kommt nichts. Ich muß mich dafür in der Praxis abplagen.“

„Aha, der verlorene Sohn soll wohl wieder einmal bei einem gründlichen Sündenbekenntnis sein moralisches Abc abweinen.“

„Wieder einmal? Als wenn er es sich nur jemals angeeignet hätte!“

„Soll in die häusliche Kleinlichkeit hineingebogen — und gezwungen — und gepeinigt werden, zur Erbauung und Neue. Wie viel kostet der Knopf und das Flicken?“

„Deine Mutter nicht zu vergessen, Endre, die da sitzen soll und sich abmühen und nähen . . .“

„Nein, nein, verschon mich, verschon mich, Vater. Wollen wir nun auch noch sentimental werden?“ plagte Endre finster heraus, und sprang, am ganzen Leibe zitternd, auf. „Ich denke, jetzt hast Du genug, um schwelgen zu können, um zu genießen, Du hast genug, sage ich, jetzt, wo Du mich gebeugt und demütigt zu Deinen Füßen siehst. Dies grenzt wirklich an . . .“

„Meine eigne Mutter! Nicht einmal vor der Waffe zurückzusehnen, als sähe sie dort in äußerster Verzweiflung und arbeitete und weinte und küßte ihre Gesundheit ein und nähte sich die Finger blutig. Das ist reichlich pathetisch, Vater, und alles um ein Paar Beinkleider! Wäre es nur nicht so entsetzlich, daran zu denken . . . Nun ja, Vater, diesmal hast Du recht, ich räume es ein, Du hast recht. Aber wenn Du denkst, daß Du mich einschüchtern willst, mich zermalmen, das in mir erstickt, was Ehrgeiz heißt, das Gefühl, daß ich Talent habe, daß ich ein Künstler bin, um mich zu einem praktischen Broterwerb zu bewegen, so irrst Du Dich sehr in mir. Ich habe Talent, lasse mich nicht so mit Füßen treten.“

„Nein, nein, laß Du Dich nicht mit Füßen treten . . . Du sollst hier diesen Sommer freien Aufenthalt haben und Kleidung und Reisegeld, das heißt alle die unbedeutenden Kleinigkeiten, deren Du bedarfst, um Dich in der Welt zeigen zu können.“

„Du meinst gedemütigt, allen Selbstgefühls beraubt, — danke bestens!“

„Kurz und gut, mein Junge, willst Du das haben oder willst Du es nicht haben? Du verlangst wohl nicht, daß ich Dich auch mit dem erforderlichen Selbstgefühl ausstatten soll?“

„Du hast kein Verständnis für eine Künstlerseele, Vater, Du verdrehst meine Worte.“

„Gabe die Güte und antworte mir ohne alle Umschweife: Nimmst Du das an oder nimmst Du es nicht an? Ich bin wirklich so kleinlich, es als Geschenk zu betrachten, es Dir anzurechnen. Kannst Du Dich ohne mich behelfen, so betrachte ich es als eine große Erleichterung.“

Endre starrte vornehm resigniert zu Boden.

„So mancher Künstler hat sein Talent unter fränkenden und verletzenden Umständen hindurchkämpfen müssen. Es ist wie eine Mutter, die für ihr Kind sorgt; sie erträgt Hunger und Demütigungen.“

Ein gerührter Ausdruck durchzitterte sein Gesicht.

„Brr — Puff, Puff und Sämac und Dunst. Bist Du nicht nach Hause gekommen, weil sie Dich als Sänger nicht gebrauchen konnten? Von was für einer Kunst, von was für einem Kinde redest Du denn nur?“

„Ich habe mich nur in Bezug auf mein Talent geirrt, ich wußte nicht, worin ich Künstler war, Vater,“ entgegnete er mit Selbstgefühl.

„Dann zeige es seiner Zeit. Aber wir beide wollen uns klar darüber werden, daß es augenblicklich keinen Künstler giebt, über den wir uns freuen können, keine Triumphe, Du! Nur eine verfehlte Laufbahn, über die wir trauern müssen, und viele vergeudete Jahre, über die wir am liebsten gar nicht reden wollen. Was meinst Du, Endre, sollte es nicht möglich sein, Dich einmal an die Wirklichkeit festzunageln?“

„Wahrlich, eine prosaische Sprache, nach derengleichen man lange suchen kann, die sowohl Hoffnung und Glauben aussetzt und ansodet. Dabei kann man sich schwerlich in der Stimmung erhalten, die doch erforderlich ist, wenn man es zu etwas bringen will.“

„Ich glaube, weiß Gott, Du willst behaupten, daß der neue Künstler, den Du unter dem Herzen getragen, nun auch getötet ist. Denn alles das, wovon Du redest — der Künstler, der war, wie auch der, so da werden soll — existiert nur in der Phantasie. Versuch doch einmal, Dich zusammen zu nehmen und Dir klar zu machen, Junge, was Du kannst und was Du nicht kannst. Untersuche allen Ernstes, ob Du irgend eine Fähigkeit besitzt, die Dich mit so viel Energie zu erfüllen vermag, daß es nicht alles zu Dunst und leeren Worten wird. Hör' einmal, Endre,“ unterbrach sich der Doktor sinnend, „ich mache Dir den Vorschlag, daß Du eine Arbeit für mich übernimmst, damit Du doch sagen kannst, daß Du etwas verdienst und Deinen Aufenthalt vergütet, nur abschreiben, ordentlich, verstehst Du, zwei Seiten jeden Tag von diesem Tagebuch — ich kann so schwer die Zeit dazu finden. Nimm es auf Dein Zimmer hinauf. Aber Du sollst mir jeden Sonnabendmorgen zeigen, was Du geschrieben hast, und ohne daß ich Dich daran zu erinnern brauche. Laß die Sache unter uns bleiben.“

„Du kannst mir glauben, Vater,“ rief Endre warm aus, „ich bin nicht gefühllos, ich sehe, ich begreife Deine gute Absicht vollkommen, wenn ich auch gerade nicht . . .“

„Ach was, was — wieder leere Redensarten. Geh' nun, mein Junge, ich habe keine Zeit —“

Der Doktor sah sinnend da und putzte seine Brille; sein Gesicht hatte etwas Blankes, Schweißbedecktes, während er die Gläser gegen das Licht hielt.

„Ach ja, ach ja!“

Er nahm die Mütze, ging auf den Hof hinaus und sprach mit dem Knecht darüber, wann man wohl mit dem Mähen des Gerstackers unterhalb des Gartens beginnen könne.

Er wollte ungern jetzt mit Bente zusammentreffen, denn er wußte, daß er sie nur quälen würde, und die Wohnstube, in der Endre sich aufhielt, war ihm ungemütlich geworden.

Er hörte Wagengerassel unten auf dem Wege, Thekla kam, und Massi und Arndt und Minka stürzten lärmend auf die Treppe hinaus und nahmen sie in Empfang. Thekla ließ sich in dieser Zeit stets mit dem Wagen den Hügel vom Sägewerk hinauf fahren; in einigen Monaten erwartete man einen kleinen Erben.

Nachdem die Frage wegen der Gerste erledigt, und die beiden verkauften Latten am Gartenzaun befestigt waren, erteilte der Doktor seine Befehle und betrachtete dann das Haus, von dem die Rinne geknickt herabhing. Darauf wanderte er in den Garten und stocherte mit seinem Spazierstock in dem Weinlaub an der Hausmauer herum.

Kjels joviale Stimme ertönte hin und wieder vom Fenster her; er schien allerlei zum besten zu geben, was die fröhliche Laune der andren im Gange hielt.

Jetzt fing auch Endre an, lebhaft zu werden, sich, wie es schien, in einem höheren Vortrag zu ergehen.

Plötzlich ertönte ein Stöhnen und ein Aufschrei, und — der Doktor lauschte — das klang ja wie ein Fall.

Er stürzte ins Haus; in der Thür aber trat ihm Minka entgegen, die ihn flüsternd bat, zu schweigen, es sei nur Endre, der den Hamlet spiele.

Mit herabhängenden Mundwinkeln, als speie er etwas Bitteres aus, blieb der Doktor stehen und schaute zu.

Da saßen sie alle mitamt, Kjell und Thekla als Zuschauer, während Endre halb auf dem Fußboden lag und mit verhaltener Leidenschaft flüsterte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Musikleben.

Ehe wir an unsre Sorgen vom Alltag herangehen, sei eines Verlustes gedacht, den die deutsche Musikwelt in der letzten Zeit erlitten hat. Am 15. Januar ist in Weimar General-Musikdirektor Edward Lassen im 74. Lebensjahre gestorben. Der Dahingegangene war keiner von den großen, doch einer von den sympathischsten und vornehmsten unsrer Musiker. Auch einer von denen, welche vor mehreren Jahrzehnten in das lebhafteste Musiktreiben Weimar's unter Liszt hineingezogen wurden. Allerdings ist aus ihm kein Moderner in heutiger Sinne geworden; doch immerhin hat er weit mehr geleistet als ein oder das andre etwas leiermäßige Lied,

das seinen Namen weiter trug, als es seine bedeutenderen Leistungen thaten. Zu ihnen gehören die Musikten zu einigen klassischen Dramen, vor allem zu Goethes Faust; diese wird gerne dort aufgeführt, wo man eine besonders würdige und reichliche Darstellung des gesamten Goethe'schen Faust versucht. Die vornehme und doch warmherzige Natur Lassens mußte auch jedem auffallen, der den freundlichen, ernstlichen Herrn in seiner verdienten Ruhe in Weimar unmittelbar kennen gelernt hat.

Es ist keineswegs eine billige Ironie, wenn wir mit Achtung von Leistungen sprechen, deren eigentlicher Wert bereits beträchtlich hinter unsrer Zeit liegt. Einen solchen Eindruck hatten wir auch vor kurzem in einem Konzert, das der hier wohl bekannte Musiklehrer und Musikkritiker Albert Werckentin mit den Seinigen gegeben hat. Werckentin ist einer der angesehensten Lehrer und Theoretiker der Klavierkunst; seine „Lehre vom Klavierspiel, Lehrstoff und Methode“ wird u. a. besonders wegen ihrer erschöpfenden Darlegung des Vortragswesens gerühmt. Dem entspricht ungefähr auch die Gesamtleistung, die uns sein Konzert dargeboten hat. Es handelt sich um Kompositionen, bei denen die schaffende Kraft für tiefere Aufgaben nicht zureicht, die jedoch etwas durchaus Gefälliges und in Klavierstücken ausgesprochen klaviermäßig besitzen. Unserer unmaßgeblichen Meinung nach ist die Entwicklung, welche das Klavierspiel durch Liszt und durch Schüler und Nachstreber dieses Künstlers genommen hat, teilweise ein Abweg; sie benützt das Klavier weniger als selbstständiges Instrument und mehr als Vertreter eines darüber hinausgehenden, insbesondere für das Orchester geeigneten Tollens. Wie schon nach dem Bisherigen zu vermuten war, spielt in Werckentins Kompositionen das Verzerrungswesen, das Melismatische, auch in den Themen selbst eine beträchtliche Rolle; so besonders in einer noch ungedruckten Sonate für Klavier und Geige. Von mehreren Liedern des Komponisten, die uns dargeboten worden sind, halten sich manche doch auf einem für den dichterischen Inhalt allzu gemüthlichen Niveau. Seine Auswahl von Gedichten ist insofern charakteristisch, als sie das Liebliche und Beschauliche bevorzugt. Immerhin mag das Lied „Unter Blütenbäumen“ eine ehrende Hervorhebung bekommen.

Auders steht es mit Kompositionen eines jungen Tonkünstlers, Karl Schaeffer, der mit den Seinigen vor kurzem einen für solche Verhältnisse gutbesuchten Kammermusik-Abend gegeben hat. Seine Lieder zeigen, ohne ins Meisterliche oder Große zu gehen, bereits einen ausgesprochenen eignen Willen, auch die Fähigkeit, einfach und bündig zu sein, und manches Geschick in der Klavierbegleitung. Drei Lieder von M. Rautner, die in demselben Konzerte zu Gehör kamen, verdienen allerdings auch diese Rühmungen nicht. So interessant uns nun Herr Schaeffer als Komponist war, so sehr mußten wir uns denn doch verwundern, daß er als Klavierspieler nicht den Ehrgeiz entwidelte, über das hinauszugehen, was man heute im Instrumentalspiel gewohnheitsmäßig unter Musik versteht. Es mögen ja Manche auch ihre Gründe haben, klassische Stücke in der wohlbekannten eiskalt „klassischen“ Weise zu spielen; so haben wir z. B. das Trio Es-dur von Mozart für Klavier, Klarinette oder Violine und Viola bereits in verschiedentlich Auffassung zu hören bekommen. Wird aber ein solches Stück nicht nur beinahe Takt für Takt völlig gleichmäßig, sondern auch fast Ton für Ton unterschiedlos gespielt, dann dürfen wir doch die Frage aufwerfen, ob das wirklich eine aus dem Innern der Spieler herausstömende Kunst ist, so sehr auch die Korrektheit und zarte Feinheit anerkannt werden mag, die hier derart zur Geltung kam, wie es bei solchen Darstellungen meistens der Fall ist.

Etwas lebhafter, aber hinwider weniger verlässlich in der Korrektheit hält sich die Klavierspielerin Gabrielle Fabritius, von deren Konzert wir den Vortrag der zweiten Klavier-Sonate Beethoven's hörten. Zwar ist ihr Vortrag im allgemeinen solid; sie giebt sich auch manche Mühe und bringt schließlich ein Mondo nett heraus. Die Art und Weise jedoch, wie sie in jener Sonate von Beethoven den langsamen Satz (Largo appassionato) beinahe zu einem Lärmstück gemacht hat, ist doch um so weniger verzeihlich, als ja schon die gewöhnlichen Notenausgaben und zahlreiche Erläuterungen wenigstens vor all zu großen Verschlungen bewahren können; und bis zur Duldung solcher Versuche darf die Nachsicht nicht gehen, die sonst selbständige Auffassungen mit Interesse begrüßen kann.

In die von uns bereits öfter berührte Kälte des Instrumentalvortrages hineinzuleuchten, würde ein Vortrag berufen sein, dessen Auseinandersehungen wir vor kurzem hörten, wenn dessen Vortragender die Fähigkeit hätte, einige gute Gedanken, die ihm gekommen sind, überhaupt durchzudenken. Ein Ausländer, dessen Namen wir wohl richtig als Frederic Horace Clark verstanden haben, gab eine von ihm so bezeichnete St. Damian-Vorlesung über die Ästhetik des Klavierspiels. Wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte, das wirklich zu denken und zu sagen, nach dessen geistiger Gestaltung der erwähnte Vortragende geringen hat (die unvollkommene Beherrschung der deutschen Sprache würde dabei am allerwenigsten schaden), so könnten wir ganz wohl fruchtbare Aufschlüsse bekommen. Der Mann wollte erstlich sagen, daß die Gleichmäßigkeit des Herabspielens der Takte, die bei der sogenannten klassischen Auffassung unsres Musikmachens üblich ist, als ein Widerspruch gegen jegliche Ästhetik bezeichnet werden muß. Es würde gar nicht der Verneinung auf einen der ästhetischen Briefe von Schiller bedürfen, um zu zeigen, daß wir hier „die niedrigste Stufe der höchsten Kunst“ vor uns haben. Auch das ist richtig, daß mit dem bloßen Aufen nach Einfachheit in diesen Dingen noch lange nichts getan ist, daß vielmehr eine entwidelte Kunst auf einen oroken Reichtum anzuweisen

ist (was der Vortragende, wenn wir recht gehört, die „Mixturen-compositum-Basis der Ästhetik“ genannt hat). Dagegen scheint es uns durchaus gefährlich zu sein, daß die Gebundenheit, die Beschränkung in der Mechanik des Spieles irgendwie einen Gegensatz zu der Bedeutung der Kunst als Ausdruck bilden sollte. In dieser und in mancher andren Beziehung müssen wir uns nun einmal damit abfinden, daß Kunst geradezu auch als höchste Amatur bezeichnet werden kann. Daß die heutige Musikpädagogik für das Klavierspiel nicht so „absolut falsch“ ist, wie der Vortragende behauptet hat, zeigen schon manche einander sehr gegensätzliche Erörterungen, die es auf diesem Gebiete giebt. Wir werden demnächst Anlaß haben, auf diese, zugleich auch naturwissenschaftliche Dinge hinzuziehenden Erörterungen näher einzugehen. Dieses Mal begnügen wir uns mit dem Bemerk, daß nach jenem Vortrag keiner von unsren Dirigenten ein lebendiges Princip für den künstlerischen Ausdruck habe.

So sehr man Grund zur Klage über Mißstände unsres Musikwesens hat: das eine verspricht doch, wie schon angedeutet, einen guten Fortschritt, daß wir mitten in lebhaften Bemühungen zur Kritik und Besinnung über principielle und über zahlreiche einzelne Dinge der Musik stehen. Selbst literarische Erscheinungen wie die bekannten Kalender u. dgl. für Musiker zeugen davon. Wieder liegt ein Jahrgang der hübschen Veröffentlichung aus dem Verlag Nagel'sche in Leipzig vor uns: „Deutscher Musikerkalender 1904“. Einen besonderen Wert erhält dieses Werk dadurch, daß es sich bemüht, neben den vielen mehr mechanischen Notizen und dergleichen auch nähere Aufschlüsse über wissenschaftliche und pädagogische Verhältnisse des Musiklebens zu bringen. So unterzieht Professor Hugo Riemann abermals die rührige, aber anscheinend recht unpraktisch angelegte „Internationale Musikgesellschaft“ einer scharfen Beurteilung, bei der wir neugierig sind, ob sie Frucht tragen wird. In dem Ueberblick über die Musikverhältnisse deutscher und ausländischer Städte sind zahlreiche Einzelheiten und Personen und Einrichtungen zusammengetragen. Leider giebt es dabei vom Ausland nur Bruchstücke, und auch für das Inland möchten wir die Zusammenstellungen etwas übersichtlicher und greifbarer gemacht sehen. So ist es z. B. nicht leicht, daraus den Bestand der Musikschulen festzustellen. Einzelne interessante musikgeschichtliche Notizen, wie wir sie z. B. für die Stadt Torgau finden, könnten gut noch zahlreicher vorhanden sein; so würden z. B. Städte wie Nürnberg und Birna manche derartige Hinweise bekommen können. Jedenfalls ist es ein zweckmäßiges Festhalten an deutschen Uebersetzungen, daß in solcher Weise praktisches und theoretisches Treiben in der Kunst miteinander Hand in Hand gehen. —

52.

## Kleines feuilleton.

eg. Der Husten. Emma hustete, nicht gerade laut und auch nicht besonders arg, nur den gewöhnlichen Husten, den jeder hat, wenn der Schnee halb Schnee und halb Regen fällt, und ganz Berlin ein Morast ist; es wandten sich aber doch alle Augen zu ihr hin: der ganze Schlächterladen sah auf Emma.

„Sie husten ja so!“ sagte das Aufschnittfräulein. Das war nicht zu leugnen, Emma leugnete es auch gar nicht; sie konnte einfach nicht, denn sie hustete von neuem.

„Na so'n Husten!“ meinte die Schlächterfrau. „Das is'n böjer Husten,“ nickte eine von den Kundinnen, die dicht gedrängt den Ladenisch umgaben.

„Da machen Se man was jejen,“ redete eine zweite zu, „da können Se ja was von auf die Brust kriegen.“

„Ach toll!“ lachte Emma, die jetzt mal auf ein paar Sekunden Luft hatte, „ich habe mich 'n bißchen erkältet, weiter is gar nichts, ich esse ja auch schon immerzu den ganzen Tag Salmiapastillen.“

Als wollte sie ihre Worte noch bekräftigen, schob sie ein paar davon in den Mund.

„Das Zeug hilft bloß nichts,“ sagte das Aufschnittfräulein verächtlich.

„Aee, das stimmt,“ bestätigte Emma, „se schmeden aber!“

„Sie müssen se mit Lakrigen kochen, denn helfen se auch,“ sagte die Schlächterfrau.

Allein Emma verzog den Mund: „Pfui, wie für kleine Kinder.“

„Ich werd' Ihnen was sagen,“ meinte eine große junge Frau, die sich etwas abseits von den andren hielt und sehr sauber und adrett ausah; „ich hab's gelehrt im Samariterkursus, legen Se sich 'n kaltes nasses Tuch auf die Brust und Wolle darüber; und wenn Ihnen dis nicht hilft, denn jeh'n Se bei'n Doktor!“

„Um 'n Husten bei'n Doktor jeh'n!“ schrie die Schlächterfrau.

„Und 'n kaltes Tuch auf de Brust!“ fügte eine andre ensiekt hinzu. „Na, Sie sind toll, da tricht man ja de Schwindsucht. Wenn man hustet, soll man schwoihen! . . .“

„Ja, toll, und dazu macht man'n nassen Umschlag; ich hab's aus 'm Samariterkursus.“ Die Große sagte es sehr energisch.

Eine Nachbarin rümpfte indessen die Nase: „Nott, Sie mit Ihren Samariterkursus, dett is nur, weil Sie mit Ihren Mann in alle Versammlungen laufen, da haben Se was jehört von'n Samariterkursus und nu mußten Se natürlich hin.“

„Dis is auch sehr nützlich, daß man dahin geht, da lernt man was“

„Na, was man da lernt,“ die andre wurde spitzig, „Aufklärung lernst man, das will ich gar nicht, wir sind fromme Leute, mein Mann war Kirchendiener . . . Und überhaupt kalt Wasser auf die Brust!“

„Da trink' ich lieber heiße Milch mit Selterwasser,“ sagte die Schlächterfrau; „wenn einen auch nach Ioddrig wird.“

„Oder ich esse Salmiakpistillen,“ kicherte Emma.

„Auch wenn sie Ihnen nicht helfen?“ fragte die Große spöttisch.

„Ich werd' Ihnen 'n Mittel sagen, was ganz gewiß hilft, Fräuleinchen,“ mischte sich eine kleine Alte in die Unterhaltung. „Se brauchen bloß abends in 'ne weiße Jacke aus' Fenstler dreimal nach 'n Mond raufzuminen und denn hauchen Se dreimal in de linke Hand und reiben sich de Kehle dreimal mit von rechts nach links. Ja dis is Sympathie, da brauchen Se jar nich zu lachen!“ Es lachte aber doch alles.

Die Schlächterfrau schrie: „Was soll man machen, Mutter Gundlach?“

„'n Mond anhauchen und 'n Hals mit einreiben,“ antwortete die große Saubere an Stelle der Alten.

Die warf ihr einen wütenden Blick zu: „Zatwoll, spotten Se man, Sie können lachen! Ihnen is ja nicht heilig, det weiß man ja. Und da is überhaupt nicht bei zu lachen, dis Mittel habe ich von 'ne Freundin, die's von ihre Frohmutter hat, und der hat's ne Bizeunern verraten. Det is richtiger, wie kalt Wasser; det is sogar sehr was Heiliges.“

Ihr Ernst wirkte beinahe selber heilig und schien die übrigen anzusehen. Das Lachen verstummte, nur Emma kicherte noch ein bißchen zwischen Husten und Salmiakpistillen.

Die Kirchendienerfrau aber meinte ernst: „Da hat die Gundlachen eigentlich recht und wir sollten nich lachen, se is 'ne fromme Frau, und ich hab' mir mit de Sympathie auch schon mal 's Reihern aus de Beine gebracht. Drei Wochen haben se mir liegen lassen ins Krankenhaus, auch mit nasse Umschläge und so'n Quatsch, dann hat mir meine Schwester drei schwarze Stabenhaare gebracht, die hab' ich mir in de Herzgrube jelegt, nach acht Tage konnt' ich nach Hause.“

„Aber de Padungen haben Se auch weiter gemacht, was?“ fragte die Große über die Schulter weg ironisch.

„Natürlich hab' ich se gemacht.“ Die Kirchendienerfrau wurde offenbar wütend über den Ton. „Natürlich hab' ich den Quatsch weiter gemacht, oder denken Se, de Doktors werden mir von frei lassen? Geholfen haben aber de Stabenhaare.“

„Na, wenn Sie's nur glauben,“ die Große legte ihren Schinken in das Marttkörbchen.

„Zatwoll glaube ich's, aber Sie glauben jar nicht!“ Die andre wurde immer wütender. „Sie glauben ja nich mal . . .“

„An 'n Mond und die Stabenhaare . . .“ Die Große lachte hell auf: „Aee, daran staud ich auch nicht! Und Sie glauben's man auch nich, Fräulein!“ Sie schlug Emma auf die Schulter: „Machen Se sich 'n nassen Umschlag, und wenn er nicht hilft, jeh'n Se bei 'n Doktor. Adjo und gute Besserung.“

Damit war sie hinaus.

„Dett is 'ne zu jottlose Person!“ Die Kirchendienerfrau nahm gleichfalls ihre Palet und seufzte: „Na, Fräuleinchen, Se wer'n doch nich thun, was die sagt? Machen Se schon lieber das mit 'n Mond, und hören Se auf de Mutter Gundlach. Ich sage Ihnen, das is 'ne fromme Frau!“

„Es scheint ja aber gar kein Mond,“ sagte Emma. „Und wissen Se: nec . . . ich würde mir auch bei graulen, ich bleib' bei meine Salmiakpistillen.“

— Das freie Uebereinkommen. In Wien will man jetzt die Taxe der Dienstmänner regulieren. In dem neuen Entwurf fällt insbesondere auf, daß der neue Dienstmannstaxi bloß für die alten Wiener Bezirke (I bis einschließlich IX) Geltung haben soll, während die Entlohnung des Dienstmanns für Gänge nach den übrigen elf Stadtbezirken dem „freien Uebereinkommen“ vorbehalten bleibt. Dieses „freie Uebereinkommen“ malt ein Mitarbeiter des „Wiener Fremdenblattes“ in folgender Scene aus:

Ort der Handlung: Mariahilferstraße, in der Nähe des Café Gabesam.

Handelnde Personen: Ein Herr, ein Dienstmann, der Wiener Wind.

Herr: „Tragen Sie diesen Brief nach Zünshaus. Was bekommen Sie?“

Dienstmann: „Euer Gnaden, das werden's eh wissen, was man nach Zünshaus zahlt.“ (Der Wind pfeift durch die Straße, es ist empfindlich kalt.)

Herr: „Boher soll ich denn das wissen, haben denn Sie keine Taxe?“

Dienstmann: „Zünshaus hat keine Taxe! Ueberhaupt die Taxe, die haben wir g'fressen.“

Herr: „So, Zünshaus hat keine Taxe? Ah, das ist aber nett. (Der Wind pfeift noch wütender. Der Herr stülpt den Kragen seines Winterrocks in die Höhe und tänzelt von einem Fuß auf den andern.) Also bitte, was bekommen Sie?“

Dienstmann (abwehrend): „Aber, lieber Herr . . .“

Herr (ürgerlich): „Sagen Sie mir rasch, was Sie für den Weg verlangen, denn es ist nicht angenehm, hier so lange zu stehen.“

Beantwortl. Redakteur: Julius Kaliski, Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Dienstmann: „Ein so ein intelligenter Herr, wie Sie, wird das von selber wissen, was man einem armen Dienstmann nach Zünshaus zahlt.“ (Er schlägt wiederholt und mit großer Wucht die Arme zusammen nach Art der Ziaferlutscher, wenn sie sich warm machen wollen, und dreht sich dabei im Kreise.)

Herr (nachdem er eine Weile zusehen hat): „Sind Sie fertig mit dem Warmmachen?“

Dienstmann: „Zu dienen, ja.“

Herr (ungebuldig): „Also sagen Sie rasch, was bekommen Sie?“

Dienstmann (orakelhaft): „Mein lieber Herr, mir Zwa wer'n lan Richter brauchen.“

Herr (halb erfroren, mit ermatteter Stimme): „Um des Himmels willen, reden Sie, Mann!“

Dienstmann (zur andern Hälfte erfroren, mit ersterbender Stimme): „Ein so feiner Herr . . .“

Nachschrift: Um 9 Uhr abends wurden die beiden „handelnden“ Personen, der Herr und der Dienstmann, in der Nähe des Café Gabesam erfroren aufgefunden. —

**Naturwissenschaftliches.**

so. Neue Untersuchungen über die Schlangengifte hat Dr. Rogers der Royal Society in London vorgelegt. Die Wirkung der verschiedenen Gifte wurde mit Rücksicht auf den Gang der Atmung und des Blutkreislaufes und an andren Veränderungen der Körperthätigkeit bei Versuchstieren studiert. Zunächst wurde das Gift der indischen Schlangen geprüft. Die größte Giftschlange Indiens ist die Naja hungarus oder Niesenhuttschlange, die gelegentlich eine Länge von mehr als vier Meter erreicht und als einzige lebenswürdige Eigenschaft die Neigung besitzt, sich von andren Schlangen zu nähren. Sie tötet ihre Opfer dadurch, daß ihr Gift eine Lähmung des Atmungsvermögens herbeiführt, der dann unmittelbar eine solche der motorischen Nerven folgt. Die gewöhnliche Paraguda oder Kratt (Bungarus caeruleus) verfügt über ein Gift, das in derselben Art wirkt. Das Gift einer verwandten Art der gleichen Gattung (Bungarus fasciatus) führt außerdem zu einer bedeutenden Störung des Blutkreislaufes und in großen Mengen auch zum Gerinnen des Blutes im Innern der Gefäße, wie es auch durch das Gift der Vipern veranlaßt wird; ihr Gift stellt überhaupt eine Mischung aus den Bestandteilen der Ratter- und Viperngifte dar, die von einander zu unterscheiden sind. Die blutvergiftende Wirkung der Gifte der genannten drei indischen Schlangen tritt viel weniger scharf hervor, als es beim Gift der Brillenschlange der Fall ist. Nebenbei ist noch eine Ähnlichkeit mit dem Gift der Meeresschlangen zu erkennen. Gegen all diese Gifte ist das bekannte von Calmette erfindene Serum versucht worden; es hat sich aber nicht als stark genug erwiesen, um der Vergiftung vollkommen vorzubeugen. Ferner wurden zwei echte Vipern, die indische Kettenvipere oder Daboja und die afrikanische Puffotter, sowie zwei Grubenottern von der Familie der Klapperschlangen untersucht, deren Gift hauptsächlich auf die Nerven, die alle Bewegungen des Körpers regieren, lähmend wirkt und einen bedeutenden Fall des Blutdrucks herbeiführt, außerdem das bereits erwähnte Gerinnen des Blutes innerhalb der Gefäße. —

**Humoristisches.**

— Seine Meinung. In einem pfälzischen Dorfe stellte der Lehrer die Frage: „Was ist Rebel?“ und bemühte sich, dieses Wort recht korrekt auszusprechen. Folgende Antwort war sein Lohn: „Rebel (Näbel) seim de dede Knepp, wo de Keene Wube uf de Bauch han.“

**Notizen.**

— Drei Preise von 500 M., 300 M. und 200 M. schreibt der Musik-Verlag Eisdold u. Rohlfamer (Berlin, Königgräberstraße 29/30) aus. Gefordert werden Kompositionen für ein Tanz-Album. Letzter Einlieferungstermin ist der 1. April 1904.

— Der Maler Franz Starbina ist von den Mitgliedern der Berliner Akademie der Künste in den Senat gewählt worden.

— Die Dresdener Kunstgewerbeschule, die kürzlich durch eine Abteufung für Raumkunst unter Leitung des Architekten Wilhelm Kreis erweitert wurde, beabsichtigt die Einrichtung einer Abteufung für Glasmalerei sowie die Beschaffung eines Brennofens, um den Plästickern und den Glas-, Porzellan- und Majolikamalern Gelegenheit zu bieten, die gefertigten Arbeiten in der Schule auch brennen zu können.

— Das Nashorn wird nach den Berichten der Afrika-Reisenden von den Negern eifrig verfolgt und gerne gegessen. Da es einem riesigen gehörnten Säuwien gleicht und sein Durchschnittsgewicht auf etwa 40 Centner geschätzt wird, so kann man sich die Freude der Schwarzen vorstellen, wenn ein Nashorn erlegt ist. Bronsart v. Schellendorff, der sich besonders eingehend mit diesem mächtigen Tiere beschäftigt hat, berichtet, daß sein Fleisch auch von dem Europäer als sehr kräftig und schmackhaft bezeichnet werden müsse, nur hätte es eine Eigentümlichkeit: Leute, die nach dem Genuße von Krebsen, Erdbeeren usw. die Kesselfucht bekämen, werden davon auch nach dem Essen von Nashornfleisch befallen. —